

Hanna-Renate Laurien

Frauenbildung

Aufgabe und Chance in unserer Gesellschaft

Angesichts der modernen „Superstrukturen“, die dem Unwissenden undurchschaubare anonyme Organisationsformen sind, angesichts der Ansprüche einer technisierten Arbeitswelt und angesichts der Forderungen in einer demokratischen Gesellschaft ist Bildung ein Grundrecht des Menschen. Allein durch Bildung und Erziehung kann er befähigt werden, seinen Entscheidungs- und Verantwortungsraum zu entdecken und zu wahren, jene Freiheiten zu gewinnen, die verantwortliches Handeln überhaupt erst möglich machen. Durch Bildung kann er, seiner selbst bewußt und der Partnerschaft fähig, zu ständigem Bemühen um das Verständnis der eigenen Situation finden, zur Offenheit gegenüber den Ansprüchen einer sich wandelnden Welt bereit werden.

Gehen wir von der gleichen Personwürde des Mannes und der Frau aus, so erscheint es selbstverständlich, solche Lebensmöglichkeit, die Grundrechte und Grundpflichten einschließt, Männern und Frauen in gleicher Weise zugänglich zu machen. Wir sprechen vom sozialen Rechtsstaat und meinen damit, daß der Staat nicht nur die formalen Freiheitsrechte und die materielle Existenz seiner Glieder, daß er vielmehr die volle menschliche Entfaltung des einzelnen – er sei Mann oder Frau – zu gewährleisten habe.

Unterschiedliche Bildungschancen

In der Theorie wird kaum jemand diesen Anspruch bestreiten; doch betrachtet man den Alltag, die gesellschaftliche Wirklichkeit, so fühlt man sich an Dahrendorfs bitteres Wort von der Ekel erregenden „Verbindung des Humanismus der Worte mit der Unmenschlichkeit der Taten“, an seinen Hinweis auf die „Fähigkeit der deutschen Öffentlichkeit, auch auf publizierte Mißstände nicht zu reagieren“¹ lebhaft erinnert. Ob man nun Dahrendorf oder die sehr viel bravere „Frauenenquete“² liest, es bleibt dabei: die Bildungschancen der Geschlechter unterscheiden sich erheblich. Man mag dies als Probe auf unsere Rechtsstaatlichkeit ansehen, ob wir bereit sind, Änderungen zu verwirklichen, man mag es auch als Aufgabe betrachten, die die Chance neuen und tiefe-

¹ R. Dahrendorf, *Gesellschaft und Demokratie in Deutschland* (München 1965) 395, 394.

² Bericht der Bundesregierung über die Situation der Frauen in Beruf, Familie und Gesellschaft. Deutscher Bundestag, Drucksache Nr. 5/909.

ren Selbst- und Weltverständnisses ebenso wie die Möglichkeit des Scheiterns in Bequemlichkeit und Resignation einschließt.

Der Rückstand der Frauen zeigt sich in unserer Gesellschaft an mehr als einer Stelle. Er zeigt sich im Berufsleben, im Bildungsstand, in der Einschätzung qualifizierter Ausbildung für die Mädchen, im Bild von den Aufgaben und Möglichkeiten der Frauen.

Zieht man, wie es manchmal geschieht, die Zahlen aus der Zeit vor etwa 50 Jahren zum Vergleich heran, so mag der Anstieg erfreulich erscheinen. Die Quote der Studentinnen etwa, die 1911 nur 4,1 % der Studierenden ausmachten, hat sich bis zum Sommersemester 1965 vervielfacht; 23,9 % werden ausgewiesen³. Die Zahl der Mädchen, die eine berufliche Ausbildung anstreben, hat erheblich zugenommen. 1950/51 waren es 31,8 %, 1964/65 immerhin 63,4 %⁴. Doch verhüllen solche Zahlen wichtige Tendenzen. Von allen Berufsschülern im Jahr 1964 standen 70,2 % der Mädchen und 90,3 % der Jungen in einem Lehr- oder Anlernverhältnis, waren 20 % der Mädchen (aber nur 6,4 % der Jungen) ungelernte Arbeiter⁵. Noch deutlicher: Von diesen 20 % der Mädchen besaßen 40 % eine abgeschlossene Volksschulbildung, die nur 24 % der Jungengruppe nachweisen konnten. Ein hoher Prozentsatz der Mädchen hätte also – nach der Schulausbildung zu urteilen – eine anspruchsvollere Tätigkeit aufnehmen, andere Kräfte entfalten und besseren Verdienst erreichen können. Doch auch die oben erwähnte Zahl von 70,2 % der Mädchen in einem Lehr- und Anlernverhältnis ist nicht so zufriedenstellend, wie sie auf den ersten Blick erscheinen mag. Insgesamt macht die Zahl der Anlernlinge nur 3,4 % von der Gesamtzahl der Lehrlinge und Anlernlinge aus⁶, doch von diesen sind 91,7 % Mädchen!

Möglichst kurze Ausbildungszeiten hält man also nach wie vor für Mädchen hinreichend. Der Hinweis, die Mädchen könnten von sich aus anspruchsvollere Wege wählen, geht fehl; wissen wir doch, in welch hohem Maß Leistungsdispositionen dem Menschen durch sein jeweiliges Milieu vermittelt werden, wie Begabung – innerhalb der genetischen Grenzen – auch immer eine Antwort des Menschen auf familiäre und gruppenspezifische Erwartungssysteme ist. In einer Gesellschaft, die eine Berufsausbildung der Mädchen zwar als notwendig ansieht, aber sie doch nur wie eine Schlechtwetterversicherung bewertet, braucht ein Mädchen ungewöhnliche Qualitäten, ausgeprägte Motivationen, wollte sie sich von dem Erwartungsschema befreien, das immer noch am Modell der „häuslichen Frau“ orientiert ist.

Mädchen im Studium

Tendenz und Erwartungsschema sind durchaus nicht auf die Gruppe der Arbeiter beschränkt. Die klischeehafte Zuordnung bestimmter (wissenschaftlicher) Bereiche zu den Geschlechtern und der in den höheren Rängen der Bildungspyramide immer dün-

³ Frauenenquete 224, 201. ⁴ Ebd. 192. ⁵ Ebd. 194.

⁶ Ebd. 193. Absolute Zahlen: Gesamtzahl 1 297 700, Anlernlinge 43 700.

ner werdende Anteil der Frauen kennzeichnen die Situation⁷. Ihr Examenserfolg erscheint geringer als jener der Männer⁸. Nur zu gern möchte mancher – Personwürde hin oder her – diese Verhältnisse als Beleg gegen die Ausbildungswürdigkeit, die Studierfähigkeit der Frauen ansehen und sich – zum wievielten Mal! – darauf berufen, daß Frauen „eben doch heiraten“. Wer solches bemerkt, übersieht viel.

Nicht die Eheschließung ist, wie z. B. Hannelore Gerstein gezeigt hat, die primäre Motivation für den Studienabbruch. Die Probleme des Studiums, der „Rollenkonflikt“ werden – vermeintlich – durch die Eheschließung zu lösen versucht. Über die menschliche Würde eines solchen Entschlusses sollte man sich wohl Gedanken machen, insbesondere wenn man von der Unauflöslichkeit der Ehe überzeugt ist.

Nur wenige der Mädchen wissen, was der Abschluß eines Bildungsgangs für den einzelnen bedeutet, welche Lebensrelevanz das Examen hat. Sie kennen kaum den modelltypischen Lebensablauf der Frauen. Die Examensmotivation ist für sie daher nicht stark genug. Die meisten Mädchen studieren zudem die sogenannten Kultur- und Geisteswissenschaften, eine Fachrichtung, in der allgemein nur etwas mehr als ein Drittel ein Abschlußexamen ablegen. In der bei den Mädchen nächstfolgenden Studienrichtung Medizin beträgt der Examenserfolg dagegen mehr als 80 %. Die Studienorganisation, die mangelnde Berufsrelevanz der Kultur- und Geisteswissenschaften sind offensichtlich weit mehr bestimmend für den Studienerfolg als ein Geschlechtsmythos. Doch eben diesem Geschlechtsmythos folgen die Mädchen, wenn sie in so hoher Zahl die Fachrichtung Kultur- und Geisteswissenschaften wählen. Sie erscheint im Bewußtsein der meisten nicht ausgeprägt in Konkurrenz zur „Weiblichkeit“. Wer dagegen Physik oder Jura wählt, muß sich mit den Klischeevorstellungen, was einer Frau gemäß sei, auseinandersetzen, muß sich von ihnen trennen und gewinnt eben dadurch ausgezeichnete Voraussetzungen für ein erfolgreiches Studium.

Die Tendenz zur Frühehe verstärkt das Dilemma gerade der studierenden Mädchen. Sie trifft sie besonders in den Fächern mit überlangen Studienzeiten, eben in den Kultur- und Geisteswissenschaften.

Vergleicht man die Studiendauer von Examenskandidaten beider Geschlechter, so fallen die kürzeren Studienzeiten der Mädchen auf⁹. Offenbar erreichen jene den

⁷ In Nordrhein-Westfalen waren 1964 24,9 % der Jungen Abiturienten eines naturwissenschaftlichen Gymnasiums, aber nur 2,5 % der Abiturientinnen kamen von diesem Schultyp. Nach den Zahlen des Wissenschaftsrates (Abiturienten und Studenten, März 1964, 39) waren 1964 von den Schülern der Höheren Schulen 45–49 % Mädchen; von den Abiturienten waren es 36,5 % (NRW 40,4 %). Im Sommersemester 1964 studierten nach den Angaben des Statistischen Bundesamtes 24,2 % Studentinnen (Frauenenquete, Sommersemester 1965: 23,9 %); unter denen, die einen akademischen Abschluß erwarben, waren nur 15–17 % Frauen.

⁸ Mehr als 50 % der Frauen, aber rund 30 % der Männer verlassen die Universität ohne Examen; vgl. H. Gerstein, *Studierende Mädchen* (München 1965) und Kath-Oehler-Reichwein, *Studienweg und Studienerfolg* (Berlin 1966).

⁹ In Chemie meldeten sich z. B. die Frauen nach 11,2 Fachsemestern, die Männer nach 12,4 Fachsemestern zum Examen (Frauenenquete 203). Nach der Untersuchung von Kath-Oehler-Reichwein betrug in Mathematik die durchschnittliche Studiendauer der Männer 13,2, die der Frauen 10,8 Semester. In anderen Fächern ist die Lage ähnlich. Nirgends liegen die Studienzeiten der Mädchen über jenen der Jungen.

Examensabschluß, die sich bewußt waren, daß nur durch ein zügiges Studium der Konflikt zwischen Heirat und Examen vermieden werden kann. Einen Versuch, den Rollenkonflikt zu umgehen, machen auch manche Mädchen, die sich nicht der Universität, sondern der Pädagogischen Hochschule wegen des überschaubaren Studiengangs zuwenden¹⁰. Der Trend, in einen Beruf auszuweichen, dessen Wahl nicht primär auf der Frage nach der Eignung basiert, offenbart bedenkliche Tendenzen und Haltungen, verstärkt die Notwendigkeit, den Frauen jede nur denkbare Hilfe für einen zügigen Studienverlauf zu bieten.

Welchen gesamtwirtschaftlichen Schaden ein „Pflichtjahr“ für Mädchen anrichtete, wird in diesem Zusammenhang deutlich. Der „Wehrdienst“ der Frau besteht darin, jene Schwierigkeiten zu überwinden, die auf Grund der Sozialstruktur die „Rollenintegration“, das Verbinden der Aufgaben in Familie und Beruf, behindern. Ein Jahr Zeitverlust hieße, daß für die Mädchen eine begabungsgerechte Berufsentscheidung noch seltener würde; daß der personale Anspruch, der zugleich eine Pflicht ist, die eigenen Fähigkeiten zu verwirklichen, kaum mehr realisiert werden könnte. Das Modell der „nur-häuslichen Frau“ würde gestützt, obwohl seine Unzulänglichkeit evident ist.

Vorurteile sind zu überwinden

Unterrichtung der Mädchen und Jungen, der Lehrer und nicht zuletzt der Universitätslehrer, der Politiker so gut wie der Pfarrer und Eltern über diese Gegebenheiten und Tendenzen erweist sich mehr und mehr als sozialpolitische Aufgabe. Die Kenntnis führt zwar nicht unmittelbar zur Umformung von Gegebenheiten, doch sie ist die erste Voraussetzung für Wandlung oder Überwindung. Auf der Grundlage der Kenntnisse kann sich die Bewußtseinsbildung vollziehen, die untrennbar von verantwortlicher Sittlichkeit ist. Nicht selten hört man heute den Einwand, der „Ungebildete“ handle einfach „instinktsicher“, derjenige aber, der die Elemente der Situation erkenne und Folgen bedenken könne, werde unsicher. Auf die komplizierten Zusammenhänge kann hier nicht eingegangen werden; doch wird in einer solchen Auffassung die Aufgabe mißachtet, den Menschen zur Verantwortung zu führen, wird die große Tendenz der Menschheitsgeschichte, die eine Geschichte des Zuwachses an Bewußtsein ist, übersehen, wird Bewußtsein vorschnell mit Gelingen oder Scheitern verbunden.

Vermutlich spielt die Scheu vor der Anstrengung solcher Bewußtseinsbildung eine Rolle, wenn wir feststellen, wie oft in unserer Gesellschaft Bewußtsein und Sozialstruktur auseinanderfallen. Selbst in jüngsten Untersuchungen stellen z. B. Soziologen eine abwertende Beurteilung der Erwerbsarbeit von Ehefrauen und Müttern fest, wäh-

¹⁰ Nach Angaben E. v. d. Lieths (*Die höhere Schule*, H. 6, 1964, 119 ff.) studieren 91 % der männlichen Abiturienten an der Universität, 7 % an der Pädagogischen Hochschule; bei den Mädchen stehen 55 % an der Universität 31 % an der Pädagogischen Hochschule gegenüber.

rend gleichzeitig die Zahl dieser Erwerbstätigen ständig zunimmt¹¹. Offensichtlich sehen die meisten Beruf und Familie für die Frau noch in einem Gegensatz statt in jener Zuordnung, die unserer Gesellschaftsordnung entspricht. Urteile bleiben stereotypenverhaftet, während die gesellschaftliche Struktur schon verändert ist. Die Sozialwissenschaft spricht vom Nachhinken der „*perception sociale*“ (Chombart de Lauwe).

Damit aber ist die sittliche und intellektuelle Kraft des einzelnen im allgemeinen überfordert, der nun trotz des Gegeneinander von Wertstereotypen und Verhaltensweisen seinen Weg gehen soll. Seine Entscheidung, die zu reflektieren ja nicht allen Menschen in gleicher Weise möglich ist, wird ihn nicht selten in Schwierigkeiten bringen, die er personal sehen muß, obwohl sie tatsächlich aus überpersönlichen Gegebenheiten hervorgehen. Die seit Jahren andauernde Diskussion um den sogenannten Rollenkonflikt spiegelt die Diskrepanzen. Häufig wird die Sachdiskussion durch Ideologien über absolute Gleichheit oder festliegende Wertunterschiede von Mann und Frau erschwert, und die Diskussion ersetzt die gezielte Planung zugunsten der Frau, die Berufs- und Familienaufgaben verbinden will und verbinden können sollte. „Humanismus der Worte ... Unmenschlichkeit der Taten ...“?

Veränderte Familie – veränderte Einstellung zum Beruf

Die Familie heute sieht anders aus als vor 50 Jahren. Sie ist Konsum- und Verdienstgemeinschaft und sollte mehr und mehr fähig werden, auch Freizeitgemeinschaft zu sein. Die personale Qualität des einzelnen Familienmitglieds hat dabei höhere Bedeutung als in der Familie, die Produktionsgemeinschaft war. Freizeitgemeinschaft und Liebeshe – eine Form, die kaum älter als 150 Jahre ist! – hängen zusammen und stellen Ansprüche an den einzelnen. Chance und Gefährdung sind Nachbarn. Die Erfüllung der Chance setzt unter anderem voraus, daß das junge Mädchen gelernt hat, seine Fähigkeiten einzusetzen, dem Mann Partnerin, den Kindern „Weltvermittlerin“ zu sein. Mann und Frau stellen miteinander die elterliche „Autorität“ dar, eine Autorität, die nicht einfach aus dem Eltern-Sein Anerkennung findet, die sich vielmehr in einer glaubwürdigen, möglichst kenntnisreichen Lebensform erweisen muß. Die Frau, der viele pädagogische Aufgaben in der Familie zufallen, muß dafür gerüstet sein und muß auch die Zeit, in der für viele die Familienpflichten eine gewisse Isoliertheit mit sich bringen, menschlich bestehen können. Neu für die Situation der Eheleute ist es, daß heute Mann und Frau zusammen alt werden, ja daß die Lebenserwartung der Frauen (ca. 71 Jahre) die der Männer (67 Jahre) übertrifft, während früher die Lebenserwartung der Frauen im allgemeinen nur bis Mitte der vierziger Jahre reichte (Müttersterblichkeit!) und der Witwer fast immer ein zweitesmal heiratete. Das heutige Lebens-

¹¹ Vgl. z. B. E. Pfeil, Die Frau will keine Doppelrolle spielen, in: Die Zeit, Nr. 50 vom 9. 12. 1966, S. 55. – Die Zahl der erwerbstätigen Ehefrauen betrug 1950 26 %, 1958 36 %, 1963 38 %. Auf die verschiedenen Faktoren, die dabei eine Rolle spielen, macht gut der schwedisch-norwegische Frauenreport aufmerksam (dt. in: Informationen für die Frau, Februar 1965).

modell ist in personaler Hinsicht anspruchsvoller geworden; es setzt voraus, daß beide Partner, nicht nur der Mann, in dem hier dargestellten Sinn so weit wie möglich „gebildet“ sind.

Die erste, vor der Ehe liegende Berufstätigkeit prägt die junge Frau in ihrer Persönlichkeit. Was auch immer der Mensch tut oder nicht tut, hinterläßt Spuren in ihm selbst. Was das junge Mädchen, das in der Bundesrepublik im Durchschnitt mit 23 Jahren heiratet, an menschlich-geistiger Substanz in ihre Familie hineinträgt, hängt nicht zum geringsten davon ab, wie sie die Zeit zwischen Schulentlassung und Heirat verbracht hat. Ein vertändeltes Studium, eine lustlos und „nebenbei“ erledigte Berufstätigkeit lassen die Kräfte der Persönlichkeit verkümmern. Die Qualität der Ehe wird von der prägenden Kraft der vorehelichen Studien- und Berufszeit beeinflusst. Ein Mensch erschließt sich einer geistigen und menschlichen Wirklichkeit, indem er ihr begegnet. Wer mehr gelernt hat, ist reicher an Grunderfahrungen – daß er deshalb nicht notwendig sittlich besser wird, sei angemerkt, um Mißverständnissen vorzubeugen. Ausgehend von der personalen Würde jedes Menschen hat die Frau das Recht – und die Pflicht – so ihre Fähigkeiten zu verwirklichen. Für den Jungen befreite sich die Pädagogik schon im 18. Jahrhundert vom Modell bloß zweckgebundener Erziehung. Er sollte und soll der verantwortungsbewußte Mensch werden, der Aufgaben in der Gesellschaft entsprechen kann, ohne doch nur wegen dieser Aufgaben gebildet zu werden. Bildung der Frau jedoch verstand man noch bis ins 20. Jahrhundert hinein als etwas, was ihren eigentlichen Aufgaben abträglich sei. Die Einsicht, daß jene Frau, die nur auf die „Bestimmung des Weibes“ hin erzogen wird, nicht einmal für diese Aufgaben hinreichend ausgebildet ist, setzt sich nur sehr allmählich durch. Selbstverständlich ist die Haltung einer so gebildeten jungen Frau ihrem Beruf gegenüber verändert und vertieft. Wir beobachten außerdem eine gewisse Umformung der Motivationen berufstätiger Ehefrauen: der materielle Beitrag zum Status der Familie, zum (Bildungs-)Status der Kinder kann familienorientiert gewertet werden.

Probleme der berufstätigen Frau

Dadurch bahnt sich allmählich – worauf Elisabeth Pfeil kürzlich auch hingewiesen hat – eine dauernde Erwerbsgemeinschaft von Mann und Frau in der Ehe an. Doch die gegenwärtigen Sozialstrukturen und die noch vorhandenen Vorurteile der Gesellschaft lassen die Frau nicht immer frei entscheiden, was sie will. Es fehlt an Teilzeitarbeitsplätzen, an Tagesheimschulen, an Einkaufsmöglichkeiten, die dem Rhythmus einer solchen Familie angepaßt sind, es fehlt den Frauen selbst häufig an Kenntnissen, wie man zeitlich ökonomisch wirtschaftet, wie man Haushaltsmaschinen einsetzt, wie Einkäufe sich rationalisieren lassen; es fehlt – und das ist kein unbedeutender Punkt – an Männern, die auf diese Situation hin erzogen worden sind.

Dahrendorf bemerkt einmal kritisch: „Nichts bestimmt den Status der Frau in Deutschland stärker als der Zwang, Mittagessen zu kochen, der ‚Hausfrau‘ zum Ganz-

tagsberuf macht“ (344). Wenn Dahrendorf anschließend darauf hinweist, daß dennoch die Tagesheimschule in Deutschland nicht sonderlich beliebt sei, so spiegelt sich ja eben darin das schon erwähnte Auseinanderfallen von Bewußtsein und Sozialstruktur. Soll die einzelne Familie über ihre Lebensform entscheiden können, muß das Angebot an Tagesheimschulen verstärkt werden, müssen z. B. in Zusammenarbeit mit großen Betrieben Möglichkeiten gesucht werden, die die mittägliche Beköstigung der Kinder in guter Qualität und ansprechenden Formen sichern. Die Tagesheimschule als Zwangsschule widerspräche dem Entscheidungsrecht der Einzelfamilie genauso wie das fehlende Angebot.

Die verschiedenartige und vielfältige Lebensverwirklichung ist ein Kennzeichen unserer Gesellschaft. Zwar wird der Freiheitsraum immer durch Gegebenheiten eingeengt, doch dürfen die Sozialstrukturen diesen Raum nicht derart begrenzen, daß persönliche Entscheidung nahezu unmöglich wird.

Zusehr auch ist man noch dem einzelbetrieblichen Denken verhaftet. Der betriebs- oder arbeitsmarktwirtschaftliche Standpunkt führt zu einseitigen Betrachtungen, der gesamtgesellschaftliche Aspekt brächte die verschiedenen Bereiche, also z. B. Berufswelt und Familie, zur Geltung und ließe angemessene Urteile über die Effektivität (Arbeitseinsatz in längerem Zeitraum, einschließlich Aufstiegsstreben, Zusammenarbeit, Fehlzeiten) und Produktivität (Arbeitseinsatz in kurzem Zeitabschnitt) von Männern und Frauen zu. Bisher liegen hierzu keine oder nur unvollkommene Untersuchungen vor.

Im allgemeinen hat die junge Frau heute in der Bundesrepublik nur die Wahl zwischen einer oft erheblichen Überforderung durch Beruf und Familie, und einer familiären Isoliertheit, die nicht selten bei jungen Frauen zu Frustration („Vergeblichkeitserfahrung“) und Nervosität führt, die in den Vororten und Satellitenstädten unserer Großwohnräume mehr Spannungen, Verkümmierungen, Entpersönlichungen entstehen lassen, als der ahnt, der ein Idyll von der Familie zeichnet, der gar – wie man gelegentlich hören kann – die Lösung darin sieht, daß die Frauen „wieder mehr Kinder haben“ sollten.

Was hört der Junge in der Realschule, im Gymnasium, in Freizeitgruppen, Studentenverbindungen, politischen Parteien, Fortbildungswerken von dieser Situation der Familie? Hat er erfahren, daß geistiges Tun Mädchen Freude bereiten kann, Teil ihrer Selbstverwirklichung – wie beim Jungen – ist? In den Zusammenhang dieser Aufgaben gehört die Erörterung der Koedukationsschule¹². Sie darf nicht zum Ort der Nivellierung, der Gleichmacherei werden, sie darf nicht nur im unreflektierten Nebeneinander von Jungen und Mädchen bestehen oder gar nach dem Muster der Jungenschulen gestaltet werden, sie muß die Einsicht in die gleichwertige, je ergänzungsbedürftige Geschöpflichkeit von Mann und Frau konkretisieren und erfahren lassen.

¹² Näheres hierzu in meinem Beitrag „Koedukation gefragt?“ in: Die Höhere Schule 19 (1966, H. 10) 252 ff.

Doch zurück zu jener Ehefrau, die vor der Entscheidung steht, den Beruf aufzugeben oder ihn mit der Familientätigkeit zu verbinden. An der Eigenart der Beziehungen von Mann und Frau in der Ehe, an der Vielfalt der Gegebenheiten liegt es, daß die Qualität der Ehe durch die Berufstätigkeit der Frau gewinnen oder verlieren kann. Die Art des Berufs, die Motivationen, die Begabungshöhe der Frau, die Eigenart des Mannes, die Zahl und Versorgung der Kinder, die Entlastungen und Hilfen spielen dabei unter anderem eine Rolle. Entscheidend ist, daß die junge Frau den Anspruch der verschiedenartigen Pflichten erkennt, daß sie die Auswirkung ihrer Wahl annähernd mitbedenkt, daß sie zwischen Nachteilen und Vorzügen abwägen kann. Hierfür braucht die Mehrzahl der jungen Frauen – und der jungen Männer – beratende und orientierende Hilfe. Die Familienberatung müßte sich diesen Problemen weit stärker stellen, die Schulen müßten weit mehr als bisher mit dem „Lebensmodell“ vertraut machen, und – ein wichtiger, oft erwähnter Punkt für die Entscheidungsfreiheit der Frauen – die Eingliederungshilfen bei einem späteren Wiedereintreten in den Beruf müssen erheblich verstärkt werden. Das neue Leistungsförderungsgesetz, dessen Kursystem aber noch recht spärlich entwickelt ist, und das Förderungsprogramm der Deutschen Angestellten-Gewerkschaft machen einen ersten Anfang.

Im Bewußtsein der Öffentlichkeit, nicht zuletzt auch gerade in sogenannten „gut katholischen“ Kreisen, trifft die junge Frau aber immer noch auf Vorurteile, auf Menschen, die ihr nicht das Recht auf ihre der jeweiligen Familie angemessene Entscheidung einräumen wollen. Die an Familienpflichten orientierte Phase ist mit den Lebensjahrzehnten, in denen die häuslichen Aufgaben zurücktreten, durchaus noch nicht verbunden. Wenn 95 % der Mütter (83 % der Väter) erklärten, sich in keiner Weise fortzubilden¹³, so sind die Konsequenzen für die „dritte Phase“ erschreckend, so sind die Auswirkungen meist erheblicher als bei den Männern, die durch ihre Berufstätigkeit notwendig über die Familie hinausgehende Erfahrungen machen.

Moderne und ansprechende Formen der Erwachsenenbildung wären für diese am Haus orientierten Mütter zu entwickeln. Aufgaben und Möglichkeiten des Fernsehens können dafür gar nicht hoch genug eingeschätzt werden. Gespräche über die eigene Lebenssituation und die anderer, Kontakte mit ehemaligen Berufskollegen oder Kollegen des Mannes, Anregungen in den „Familienferien“, Kurse in den Heimvolkshochschulen (mit Kindergarten!) können nur stichwortartig als Anreiz für mutige und phantasiereiche Planungen genannt werden. Der Hinweis auf die Finanzkrise dispensiert nicht, sondern macht gerade Planung der Bildungsbemühungen notwendig. Nachdem wir gegenüber dem Effekt der Mittel, die für die politische Bildung ausgegeben wurden, mißtrauisch geworden sind – oder es schon immer waren –, sollte die Einsicht Boden gewinnen, daß Forschung, Planung, Bildung zusammengehören. Die spezifischen Bedürfnisse und Interessen wären zu untersuchen.

¹³ Frauenenquete 192.

Der Anspruch der Gesellschaft in der „dritten Phase“

Die Familienfunktionen treten im allgemeinen zurück, wenn die Frau 45 Jahre alt ist¹⁴. Der zweite Berufseinsatz, eine gemeinschaftsbezogene Tätigkeit werden möglich. Gehen wir von der grundsätzlichen Verpflichtung des Menschen zur Berufstätigkeit aus, so entzieht sich derjenige, der trotz reduzierter Familienpflichten keinen Beitrag für die Gemeinschaft leistet – es muß sich dabei nicht unbedingt um eine Berufstätigkeit handeln! – „der Mitverantwortung gegenüber der Gemeinschaft auf Kosten der für sie Arbeitenden“¹⁵. Gelingt es der Frau nicht, zu einer sie ausfüllenden Lebensform in der „dritten Phase“ zu finden, so sind die Belastungen für die Ehe, für die Familie, für sie selbst nicht selten unerträglich. Das Fehlen einer Ausbildung, der verlorene Kontakt zum Beruf machen sich oft schmerzlich bemerkbar, und nicht wenige Frauen arbeiten in einer Tätigkeit, die ihrer Qualifikation nicht entspricht oder keine Ausbildung voraussetzt (38 %) ¹⁶. Mehr als bisher sollte bei der Berufswahl das Gesamt-lebensmodell der Frau hervorgehoben und bedacht werden. Die Mädchen müssen auf die besondere Entscheidungssituation vorbereitet werden. Das ist wichtiger als Nadel-arbeitsunterricht und Kochen, da liegen Aufgaben für das 9. und gegebenenfalls für das 10. Schuljahr. Auch der Junge muß entsprechend vorbereitet werden. Kochkurse für Jungen werden zwar heute noch von manchem belacht, doch unsere Jungen in den Schulen und die jungen Männer in Brautleutekursen und anderswo haben, wenn solche Kurse angeboten werden, eine andere, bessere Meinung von ihnen. Sie erkennen ihren Anteil an den Familienaufgaben, wie sie den Anteil der Frau am öffentlichen Leben respektieren. Selbstverständlich ist das allerdings noch lange nicht.

Wenn Dahrendorf die „Dominanz des Privaten in der deutschen Gesellschaft“ (349) mit Leidenschaft kritisiert hat und einen „der Gründe für die Pathologie der liberalen Demokratie in Deutschland“ im „erhaltenen Vorrang der Familie vor der Schule“ (357) sieht, wenn er auffordert, sich trotz des Eindrucks des „nationalsozialistischen Kampfes gegen die Familie und der totalen Veröffentlichung der Erziehung in der kommunistischen DDR... auf das Risiko eines Wandels einzulassen“ (349), so wird man zwar mit ihm über die Rolle des Staates in der Erziehung diskutieren können, wird vielleicht die dramatische Alternative zwischen Familienvorrang und Demokratie um-akzentuieren wollen, etwa indem man die Erziehung zur Öffentlichkeit hin in der Familie begründen möchte; doch wird man die Richtigkeit der These von der „Dominanz des Privaten“ mit dem Blick auf die Frauenbildung, auf das Frauenverständnis kaum bestreiten können. Die Einstellung zur „dritten Phase“ und zu der Verpflichtung zu

¹⁴ In den USA – und wir pflegen den dortigen Entwicklungen zu folgen – gebiert die Durchschnitts-frau ihr letztes Kind mit 26 Jahren. Ist sie 46, heiratet das letzte Kind. – Vgl. auch A. Myrdal und V. Klein, Die Doppelrolle der Frau in Familie und Beruf (Köln 1963), dazu L. Zodrow in dieser Zschr. 171 (1962/63) 441 ff.; E. Gößmann, Mann und Frau in Familie und Öffentlichkeit (München 1964); M. Mead, Mann und Weib (rde 69/70); B. Friedan, Der Weiblichkeitswahn (dt. 1966) u. a.

¹⁵ Arbeitswelt und Bildung der Frau heute, hrsg. v. I. Marx (Köln 1964) 94.

¹⁶ Frauenenquete 230.

einer gemeinschaftsbezogenen Tätigkeit ist ein Test. Wie oft hört man das Argument: „Meine Frau hat das nicht nötig“, wie oft verschließen sich Familien vor allen anderen, die nicht in Familien leben, wie oft werden staatsbürgerliche Ansprüche beiseitegeschoben¹⁷!

Gegenwärtig vollzieht sich eine Umschichtung der Gesellschaft, durch die der Anspruch der Gesellschaft an die Ehefrau in der „dritten Phase“ noch deutlicher werden wird: Die Schicht der unverheirateten Berufstätigen stirbt aus; sie kann nicht nur von Frauen ersetzt werden, die lediglich bis zu ihrer Eheschließung oder bis zur Geburt des ersten Kindes tätig sind¹⁸. Doch gesellschaftliche Sachverhalte und Forderungen als relevant für die Frauen anzusehen, widerspricht noch immer einem Erziehungsverständnis, nach dem der Kanon der „privaten Tugenden“ (Dahrendorf) für die Frau fast absolute Gültigkeit besitzt, während die anderen Verhaltensweisen, „öffentliche Tugenden“ (Dahrendorf) oder „Sekundärtugenden“ (Gößmann) genannt, mit dem Stigma der Unweiblichkeit belastet waren und es oft genug noch sind.

Das politische Desinteresse der Frauen ist ein Ergebnis solcher Verhaltensmuster. 68 % der Frauen gehören zur Gruppe der politisch Inaktiven¹⁹, selbst unter den Studenten sind Mädchen häufiger unter den drei Fünftel Desinteressierter als unter den zwei Fünfteln, die ein Verhältnis zur Politik haben²⁰. 54 % der Wähler in der Bundesrepublik sind Frauen, im 5. Bundestag betrug ihr Anteil nur 6,9 %, der sich durch „Nachrücken“ auf 7,1 % erhöht hat²¹. Seit der dritten Wahlperiode sinkt der Anteil der weiblichen Abgeordneten. Eine Mehrheit wird von einer Minderheit repräsentiert – Ergebnis einer Haltung, nach der Loyalität, Fairness, Kooperation, alle Tugenden der Teilnahme, des Miteinanders auskommens für das Mädchen noch weniger beachtet werden als für den Jungen. Für unsere Welt, die im Beruf, in der Wissenschaft nicht ohne Teamarbeit auskommt, die in der Demokratie verantwortungsfähige und zur Kooperation bereite Bürger braucht, ist die Entwicklung dieser Tugenden eine Lebensfrage geworden. Wer sie dem Mädchen vorenthält, gefährdet mehr als den beruflichen Weg der Frauen.

Die sozialen Pflichten als christliche Aufgabe

Was die Gesellschaft fordert – die mögliche tätige Anteilnahme des in ihr Lebenden –, läßt sich christlich um so tiefer begründen, wenn wir die Verpflichtung des Geschöpfes erkennen, seine Möglichkeiten zu verwirklichen, wenn wir die „Welttat als

¹⁷ Vgl. G. Wurzbacher, Leitbilder gegenwärtigen deutschen Familienlebens (Stuttgart 21954).

¹⁸ Die Frauen der Geburtsjahrgänge 1913–1928 leben zu mehr als 50 % ohne Familie (ledig, verwitwet, geschieden). Unter den heute 25jährigen sind aber bereits 95 % verheiratet. Durch die zurückgegangene Knabensterblichkeit wachsen wir in eine Gesellschaft mit Männerüberschuß hinein.

¹⁹ Dahrendorf a.a.O. 365.

²⁰ Ebd. 368. Vgl. J. Habermas, Zum Einfluß von Schul- und Hochschulbildung auf das politische Bewußtsein von Studenten, in: Jugend in der modernen Gesellschaft (Köln-Berlin 1965) 424 ff.

²¹ Frauenenquete 237.

Moment der Frömmigkeit“ (K. Rahner) ansehen. Anhänger einer rein individualistischen Ethik können sich nicht aufs Christentum berufen; hier wäre Dahrendorfs These: „Wer . . . die liberale Demokratie will, muß auf die Metaphysik verzichten“ (338) genau und kritisch zu erörtern. „Gesellschaft und Kirche“, so heißt es in der „Pastoral-konstitution über die Kirche in der Welt von heute“, sind zwar „auf je ihrem Gebiet voneinander unabhängig und autonom“, aber beide dienen „der einen und gleichen persönlichen und gesellschaftlichen Berufung des Menschen“ (Nr. 76). Die Sozialnatur des Menschen wird hervorgehoben, vor einem Verhaftetbleiben in rein individualistischer Ethik wird ausdrücklich gewarnt (Nr. 30).

Diesem Anspruch dürfen die Frauen sich nicht entziehen, und die Erziehungs- und Bildungskonzeption muß auf die Befreiung von Klischees zielen. Dafür bedarf es differenzierter Bildungsbemühungen, Beratungen, wirtschaftlicher Eingliederungshilfen und vor allem der Einsicht, daß unsere Urteilsstereotypen, unsere Normvorstellungen, wie eine Frau zu sein habe, sich als das auswirken, was die Soziologen „die sich selbst erfüllende Prognose“ (Merton) nennen. Der Mensch entspricht schließlich dem Verhaltensmuster, oder sein Selbstverständnis wird vom „Antimuster“ bestimmt; immer aber wird er in seiner Aufgabe, sein Menschsein zu verwirklichen, behindert. Bezogen auf Rasse, Schicht, Nation und Geschlecht begegnen wir diesem „Sich-ein-Bildnis-Machen“ (Max Frisch). Man legt den anderen fest und wird so schuldig an ihm. All die Klischees von der Frau, nach denen Anmut in Konkurrenz zur Leistung gesehen, Frauen die Eignung zu Vorgesetzten bestritten wird, gehören in diesen Zusammenhang²². Selbstverständlich gilt gleiches für die Klischees vom Mann, nach denen Zartheit und Empfinden, Sinn für Lyrik „unmännlich“ seien. Die Rollenerwartungen fixieren sich schon früh, wohl im Alter von drei Jahren. Nicht unser Lippenbekenntnis zur Gleichwertigkeit von Mann und Frau entscheidet, das Alltagsverhalten, das eben nicht selten von der theoretischen Aussage abweicht, prägt den je anderen. Wachsamkeit gegen Klischees ist gefordert, ob sie sich nun patriarchalisch oder partnerschaftlich geben, und doch etwa unter dem Schlagwort „Partnerschaft“ nur die Inferiorität der Frauenrolle etablieren – „er“ Erster, „sie“ stets Vertreter –, ob sie gar den besonderen sittlichen Auftrag der Frau postulieren. Die Betätigung und Bildung der Frau läßt sich nicht von einer spezifisch weiblichen Sittlichkeit her begründen; sie geht hervor aus dem Anspruch an „den Menschen“, der als Mann oder Frau existiert.

Wie unsere Gesellschaft, wie unsere Familien, unser Staat und unsere Kirche morgen aussehen werden, entscheidet sich in nicht geringem Maß an unserer Einstellung zur Aufgabe der Frauenbildung heute. Die sozialpolitische Aufgabe ist zugleich eine christliche.

²² Der Kuriosität halber sei zitiert, daß sich im Artikeldienst des DBB (Deutscher Beamtenbund) in einer Auseinandersetzung mit der „Frauenquote“ und im Zusammenhang mit der Feststellung, wie gering der Anteil der Frauen in führenden Positionen ist, der Satz findet: „Die befehlende, die ‚herrschsüchtige‘ Frau genießt eben (!) trotz der Rechtsangleichung der Geschlechter auch in unserer modernen Gesellschaft wenig Sympathien . . .“ Und wie steht es mit dem „herrschsüchtigen“ Mann? Er genießt demnach Sympathien!